

Rrahim K.

«Wir wussten nicht, was ein Fernseher ist»



Rrahim K., m., geboren 1955, aus Grejtkovc/Kosova, seit 1977 in der Schweiz

Wie bist du in Kosova aufgewachsen?

Ich wurde in der Gemeinde Suareka in Kosova geboren. Das Dorf heisst Grejtkovc. Ich bin wie die armen Leute aufgewachsen. Kosova war das ärmste Land von Ex-Jugoslawien, also von Slowenien, Kroatien, Serbien, Montenegro und Mazedonien. Meine Eltern waren Bauern, und mein Vater arbeitete noch 35 Jahre in Belgrad als Strassenputzer. Wenn der Vater nicht noch ein bisschen Geld aus Belgrad geschickt hätte, hätte unsere Familie vom Bauernhof nicht leben können. Wir waren fünf Brüder und zwei Schwestern und schliefen alle im selben Raum. Es gab noch ein Zimmer nur für Besuche. Wir hatten unter den Geschwistern einen guten, engen Kontakt.

Hat die Mutter euch allein grossgezogen?

Ja. Wir Kinder mussten mithelfen auf dem Hof. Ich musste am Morgen früh rund drei Kilometer zu Fuss in die Schule gehen. Die Schule war im Tal unten. Wir wohnten in den Bergen. Manchmal hatten wir kein Geld, um Schuhe zu kaufen. Viele Bekannte und Verwandte hatten zu wenig, um Kleider zu kaufen. Manchmal hatten sie nichts zu essen, nicht einmal Brot. Mein Vater ging zu Fuss nach Belgrad, die Reise dauerte zwei Wochen. Zweimal pro Jahr kam er zurück, auch wieder zu Fuss. Trotzdem waren wir zufrieden: mit unserer Familie, mit unseren Kollegen. Wir lebten in Freiheit.

Was heisst «frei»?

Die Mutter war zufrieden mit uns, und wir haben viel gelacht, wir haben gespielt, haben gearbeitet. Die Mutter war glücklich mit den Kindern, weil wir ihr viel halfen. Ich molk zum Beispiel die Kühe. Die Mutter organisierte den Betrieb. Meinen Bruder hiess sie im Wald Holz zu holen, mich schickte sie in die Küche,

den andern Bruder hiess sie auf dem Land zu arbeiten. Wir hatten viel Verständnis für die Mutter.

Mein Bruder war 1969 in Holland und arbeitete dort anderthalb Jahre. Er kam mit einem kleinen Fernseher zurück. Er sagte: «Das ist ein Fernseher.» Wir wussten nicht, was ein Fernseher ist. Wir gingen dann jeden Abend dorthin, um Fernseh zu schauen. Mein Bruder hatte ein wenig Geld verdient, und er hatte sich einen schönen Teppich kaufen können. Wir Kinder trugen dreckige Schuhe und dreckige Hosen. Der Bruder sagte jeweils: «Wer in mein Haus kommt, muss zuerst saubere Kleider anziehen und die Füsse waschen.» Das taten wir dann. Wir warteten jeden Abend, was wir im Fernsehen schauen konnten, die Leute, die Bilder. Wir fragten uns: «Wie ist es möglich, dass ein Mensch in den Fernseher hineinkommt?»

- Was gab es bei euch zu essen? Maisbrot, Käse und Kopfsalat. Den Salat kann man mit Salz einmachen, so dass wir den ganzen Winter davon hatten. Am liebsten hatten wir die obersten Brote, die wir morgens früh auf dem Feuer buken. Die warmen Brote tunkten wir im Wasser, in dem der Käse gemacht wurde. Das war sehr gut. Getrunken haben wir Wasser aus dem Boden. Wir bohrten zwanzig Meter in die Tiefe und stiessen auf Wasser. Wir bauten mit Steinen eine Fassung, dann holten wir mit einem Eimer an einem Strick das Wasser aus dem Brunnen.
- Gab es auch Kaffee und Tee? Kaffee nicht, denn früher gab es nur türkischen Kaffee, und davon bekamen die Kinder nichts. Lediglich wenn wir auf Besuch gingen oder wenn Besuch kam, gab man uns etwas Zucker in die Hand, den wir mit der Zunge aufleckten. Schokolade kannten wir früher nicht. Kaffee und Tee gab es nicht.
- Welche Feste wurden gefeiert? Ich bin Muslim. An Ramadan, also unserem grössten Fest, machte unsere Mutter einige wenige Torten, die wir Stück um Stück teilen mussten. Ramadan begann morgens um acht Uhr früh, und am Mittag gab es diese kleinen Torten, denn über Mittag darf man essen. An Ramadan hat meine Mutter auch eine curban bajram geschlachtet. Curban bajram ist ein Schaf. Das ist üblich an Ramadan. Meine Mutter hatte ein kleines bisschen mehr als andere Verwandte. Sie liess uns Fleisch, das für zwei Tage reichte, den Rest verteilte sie unseren Verwandten, damit sie am Ramadan-Fest auch etwas hatten.
- Wie habt ihr Ramadan gefeiert? Am Anfang in der Familie, und zum Mittagessen gingen wir zu den Verwandten, oder sie kamen zu uns. Wir feierten drei, vier Tage und arbeiteten in dieser Zeit nicht.

- Gab es eine Moschee im Dorf? Ja, aber sie gehörte nicht der Gemeinde, sondern sie war privat. Die Gemeinde war gegen diese Moschee, gegen die Religion. Der Ramadan war eigentlich im Kommunismus verboten, aber man liess uns trotzdem gewähren.
- Welche Erinnerungen hast du an die Schule? In der Schule habe ich sehr viel lernen wollen, für meine berufliche Zukunft. Von der ersten bis zur achten Klasse hatte ich sehr gute Noten. Nach der achten Klasse ging ich in die Mittelschule. Weil wir dafür eigentlich kein Geld hatten, verkaufte die Mutter ihr Gold. Sie kaufte mir Kleider und Bücher. Es war das erstemal in meinem Leben, dass ich neue Kleider trug. Meiner Mutter war es wichtig, dass ich einen guten Beruf erlernen konnte. Ich war drei Jahre in die Schule gegangen, als meine Mutter sehr krank wurde. Sie musste im Militärspital in Belgrad sechsmal operiert werden. Ich musste die Schule verlassen. Mein Vater, der fünfzig Jahre älter war als meine Mutter, kam zurück. Ich half dem alten Mann und hoffte in einem Jahr Fernunterricht nehmen zu können. Doch die Mutter war sehr krank, und ich hatte keine Chance mehr, wieder zur Schule zu gehen. Ich war sehr traurig darüber und bin es heute noch.
- Dein Berufswunsch? Ich wollte immer Lehrer werden und mit Kindern arbeiten.
- Hast du dann einen anderen Beruf gelernt? Ich arbeitete anderthalb Jahre als Automechaniker. Dann kam ein Brief, und ich musste für 15 Monate ins Militär. Ich war in Bosnien gewesen, in einem Dorf bei Sarajewo. Dann kam ich nach Kosova zurück.
- Wie war die Zeit im Militär? Ich bin froh, dass ich das Militär fertig gemacht habe. Die Kommandanten versuchten ständig, mich ins Gefängnis zu bringen. Aber ich war ein sehr guter Soldat, ich habe die Gesetze des Militärs respektiert und geschaut, dass ich gesund in meine Familie zurückkomme.
- Im Militär wurden die Albaner immer ausspioniert. Es hiess, die Kosova-Albaner hätten Waffen. Ständig wurden wir gefragt: «Wie viele Waffen hat dein Vater zu Hause? War dein Vater im letzten Weltkrieg gegen die Tschetniks?» Wir wussten nichts darüber, mein Vater sprach nie davon. Er warnte mich immer davor, im Militär über Politik zu sprechen.
- Als was fühltest du dich damals? Ich fühlte mich als Kosova-Albaner, so wie heute, denn wir sind Kosova-Albaner. Wir sind nicht Jugoslawen gewesen. Denn Kosova war ein Teil von Albanien, und sie trennten Kosova von Albanien. Auch heute leben dort Kosova-Albaner. Von anderen

Ethnien – Slowenen, Kroaten, Serben, Mazedonier, Bosnier – gibt es in Kosova nur sieben Prozent.

Auch in deinem Dorf? In meinem Dorf gab es niemals Serben oder Kroaten. Nur Albaner.

Warum bist du die Schweiz gekommen? Ich hatte keine Chance, in Kosova eine Arbeitsstelle zu finden. Zum Glück hatte ich einen Bruder, der 1976 in die Schweiz gekommen war. Er schickte mir Geld, damit ich in die Schweiz fahren konnte, um eine Arbeitsstelle zu finden.

Wie bist du gereist? Ich fuhr mit dem Zug von Prizren nach Belgrad. Von Belgrad aus fuhr ein direkter Zug nach Zürich. Hier kam ich mitten in der Nacht an. Früher brauchte es kein Visum für die Schweiz. Ich hatte die Adresse meines Bruders, wusste aber nicht, wo das ist. Ich nahm ein Taxi, zeigte dem Fahrer die Adresse, und er brachte mich nach Kleindöttingen im Kanton Aargau. Morgens um ein Uhr waren wir dort, mein Bruder war schon im Bett. Das Taxi kostete 1979 100 Franken. Ich hatte nur 50 Franken, und mein Bruder bezahlte die restlichen 50. In dieser Nacht schlief ich beim Bruder.

Am nächsten Tag brachte er mich zu einer Gärtnerei. Dort arbeitete ich eine Woche lang. Es gab dort noch andere Albaner. Mein Bruder kam dann mit einem anderen Albaner in Konflikt, der ebenfalls seinen Bruder hätte bringen wollen. Damit der Konflikt nicht eskalierte, ging ich. Ich fand dann eine Stelle bei einem früheren Chef meines Bruders. Der Chef musterte mich von Kopf bis Fuss und fragte sich, ob ich wohl ein guter Arbeiter sei. Er sagte dann zu meinem Bruder: «Gut, morgen muss er mit der Arbeit beginnen.» Anfangs verstand ich nicht gut Deutsch und wusste nicht, wie man den Hammer oder die Schaufel nennt, und es gab deswegen Missverständnisse. Ich kaufte dann ein Buch und lernte intensiv Deutsch. Ich kam von der Arbeit ins Zimmer zurück und lernte. Nach zwei Wochen sagte der Chef: «Es ist unmöglich, dass du so schnell Deutsch lernst.» Ich sagte, ich hätte mir einen Intensivkurs gegeben.

1977 arbeitete ich acht Monate lang schwarz. Danach holte ich auf dem Büro mein Geld und wollte zurück nach Kosova. Der Chef fragte mich, ob er mir eine Aufenthaltsgenehmigung besorgen solle. Ich sagte, ich wisse ja nicht, ob er mir eine Stelle habe. Er meinte: «Für dich habe ich immer eine Stelle. Ich bin sehr zufrieden mit dir. Ich brauche solche Leute, die die Arbeit machen wollen.»

Ich arbeitete jeweils in den Stiefeln, um das Geld für die Schuhe zu sparen. Ich wollte mir die dreckigen Stiefel aus-

ziehen, um am 15. Dezember im Büro des Chefs, das mit Teppichen ausgelegt war, den Vertrag für die Bewilligung zu unterschreiben. Denn früher hatten wir Saisonier-Bewilligungen für neun Monate. Der Chef verbot mir, die Stiefel ausziehen. Er hatte schon recht, denn wenn ich meine Stiefel ausziehe, stinken die Füße von der Nässe, weil ich den ganzen Tag hin und her gerannt bin. Er sagte: «Du kommst in den dreckigen Stiefeln.» Ich unterschrieb den Vertrag.

Am 15. Februar erhielt ich die Bewilligung von der Fremdenpolizei und von der Firma. Ich arbeitete neun Monate. Dann mussten wir zurück nach Kosova, dort drei Monate bleiben und konnten mit der Aufenthaltsbewilligung wieder kommen. Ich blieb, zwei, drei Wochen zu Hause, investierte das verdiente Geld und kam gleich wieder illegal über Österreich in die Schweiz zurück. Die Schweizer Grenzkontrolle hat mich ein paarmal verhaftet und meinen Pass für ungültig erklärt, so dass ich nicht mehr in die Schweiz kommen durfte. Ich kam dann an einem anderen Ort illegal über die Grenze. Ich arbeitete drei Monate schwarz bei meinem früheren Chef. Er nahm mich sofort, denn er wusste, dass ich gekommen war, um zu arbeiten und um Geld zu verdienen.

Er stellte mir eine Bewilligung aus, die ich zusammen mit dem Pass nach Belgrad schickte. Die schweizerische Botschaft in Belgrad stellte mir ein Visum aus. Ich musste mich bei der Grenzkontrolle melden, mich röntgen und eine gesundheitliche Untersuchung durchführen lassen. Denn wer krank war, musste wieder zurück, egal ob er eine Bewilligung hatte oder nicht. Die Gesunden konnten neun Monate lang bleiben. So lebte ich während vier Jahren. Ich kam immer schwarz, aber zum Glück ging es gut. Nach vier Jahren hätte ich die B-Bewilligung bekommen. Doch 1981 starb mein Vater. Du musst aber genau neun Monate in der Schweiz sein, keinen Tag weniger, sonst bekommst du die Jahresaufenthaltsbewilligung nicht und musst mit den vier Jahren als Saisonier wieder von neuem beginnen. Wegen des Todes meines Vaters kam ich zwanzig Tage zu spät. Das Gesuch für die Jahresaufenthaltsbewilligung wurde abschlägig beantwortet. Erst vier Jahre später, 1985, erhielt ich die Jahresaufenthaltsbewilligung. Dann nach vier Jahren die Niederlassung C.

Wie hast du gewohnt? Am Anfang in Privathäusern: acht Personen pro Zimmer, manchmal zwanzig. Denn es kamen viele Verwandte und Kollegen in die Schweiz, um Arbeit zu suchen. Die hatten kein Geld, um im Hotel zu wohnen. Wir haben ihnen geholfen. In einem Bett in unserem Schlafzimmer schliefen drei, vier

Personen, die einen verkehrt herum. Am nächsten Tag gingen wir arbeiten, und die Kollegen suchten Arbeit. Überall. In Privathäusern und wenn sie ein Geschäft sahen.

Wie lange hast du so gewohnt? Vier Jahre. Nach vier Jahren holte ich meine Frau und das Kind in die Schweiz. Sie war krank. Ich hatte gehört, dass die medizinische Versorgung in der Schweiz sehr gut ist. Der Hausarzt schickte sie ins Universitätsspital Zürich. Die Ärzte versuchten alles, aber es nützte nichts. Wir zogen in die Wohnung des Bruders, damit meine Frau auch für ihn kochen und die Kleider waschen konnte. Die nächsten drei Kinder sind hier in der Schweiz geboren. Der Jüngste kam 1990 auf die Welt und heisst nach unserem Land Kosovar.

Hast du deine Familie in Kosova weiterhin finanziell unterstützt? Ab 1981 wurde ich in Ex-Jugoslawien gesucht. Man warf mir vor, ich betätige mich in der Schweiz politisch für die Kosova-Republik. Dabei war ich gar nicht organisiert. Nach einer, zwei Wochen in Kosova musste ich jeweils wieder weg, sonst wäre ich ins Gefängnis gekommen. 1981 wurde Jugoslawien neu aufgeteilt. Wir wollten, dass Kosova auch eine Republik würde. Alle Republiken wollten eine Konföderation in Ex-Jugoslawien bilden. Leider ging es nicht, weil Milosevic, der Chef von Serbien, nicht wollte: Er wollte Grossserbien.

Nach 1988 ging ich jede Woche oder jede zweite Woche nach Kosova. Ich trieb jeweils ein altes Abbruchauto auf und besorgte mir eine befristete Autonummer. Am Freitagabend lud ich das Auto mit Kleidern und Lebensmitteln voll und fuhr nach Kosova. Ich brachte die Sachen vielen Familien, denn die Serben hatten ihnen die Arbeit weggenommen und die Lehrer von den Schulen fortgeschickt. Die Autos habe ich dort gelassen und bin mit dem Bus zurückgekommen. Ich bin jeweils 23 Stunden durchgefahren, ohne zu halten, ohne zu schlafen. Wenn ich nach zwei Wochen einmal nicht gehen konnte, wurde ich psychisch fast krank. Von einem Berg aus kann man mein Dorf sehen. Von diesem Berg bis zu meinem Dorf waren es etwa 15 Kilometer. Auf dem Berg begann ich zu weinen und konnte fast nicht Autofahren, weil ich so weinte.

Nach drei Jahren bist du nicht mehr gegangen? Nein, weil es in Jugoslawien Krieg gab. Man konnte nicht über Slowenien, über Kroatien fahren und über Belgrad nach Kosova. Ich musste über Österreich, Ungarn und über Subodica, in Vojvodina – eine Provinz von Ex-Jugoslawien heisst Vojvodina – und über Belgrad nach Kosova. Für diese Strecke brauchte ich 23, 24 Stunden, aber ohne Pause. Nur Benzin tanken, essen im Auto und fahren.

Viele Leute, die in die Schweiz gekommen waren, um Arbeit zu suchen, fanden keine Arbeit und mussten zurück. Sie hatten kein Geld für die Rückreise. Ich nahm sie gratis im Auto mit.

Wie haben sich deine Beziehungen zu den Schweizern und zu deinen Landsleuten entwickelt?

Ich habe viele Albaner als Kollegen, auch sehr viele Schweizer und auch italienische, spanische und portugiesische Kollegen. Als mein Sohn krank war, hat die Frau meines Chefs meine Frau jeden Tag ins Spital gefahren. Sie hat uns sehr geholfen.

Doch, ich habe viele Schweizer Kollegen. Ich habe 23mal die Firmen gewechselt in der Schweiz. Keine einzige Firma hat mir gekündigt. Ich kündigte immer, weil ich einem Verwandten oder einem Landsmann helfen wollte. Ich sagte jeweils, ich arbeite nur dort, wenn sie auch meinen Verwandten oder meinen Landsmann nehmen würden. Oder ich überliess einem solchen meine Stelle mit der Arbeitsbewilligung.

Ich habe als Maurer gearbeitet. Ich konnte alles, was es auf dem Bau zu tun gibt. Ich bin Kranführer. Ich habe sogar Krane abmontiert und selber montiert. Die Kranmonteure brauchte es nicht.

Wie hast du 1977, als du das erste Mal in die Schweiz kamst, die Schweizer und Schweizerinnen erlebt?

1977 respektierten sie uns sehr. Zum Beispiel in den Läden: Weil wir den ganzen Tag arbeiteten, konnten wir erst abends, wenn das Brot schon weg war, Brot kaufen gehen. Die Chefin der Migros von Klingnau reservierte immer Brot für uns. Auch am Arbeitsplatz brachten sie uns Respekt entgegen. Man brachte uns Znüni und Kaffee.

Heute ist es ein bisschen anders. Leider kamen viele Leute als Flüchtlinge. Es gibt Leute, die die Kosova-Albaner in Verruf bringen. Serben bezahlten Leute und schickten sie in die Schweiz, nach Deutschland und Österreich, um den Ruf der Kosova-Albaner schlechtzumachen. Dann gibt es auch die Kriminellen und Drogenhändler, die den Ruf von uns, die wir zum Arbeiten gekommen sind, schädigen.

Ich bin auch Abwart. Von Leuten, die mich nicht kennen, spürt man Distanz, denn sie haben über die Medien Schlechtes über uns Kosova-Albaner gehört. Aber die Schweizer, die mich kennen, sind weiterhin lustig und freundlich zu mir. Aber wenn die Leute uns nicht kennen, dann ist es nicht gut.

Welches waren die guten Momente in deinem Leben als Migrant, und was war schwierig?

Positiv war, was ich in der Schweiz verdient habe. Ich konnte in Kosova etwas aufbauen. Ich habe ein gutes Leben für mich und für meine Kinder geschaffen. Ich möchte in mein Land zurück, denn ich liebe es. In der Schweiz bin ich wie ein Asylant. Wenn ich jetzt nach Kosova zurückgehe, sind diese 22 Jahre, die ich gearbeitet habe, zerstört. Leider habe ich dort im Moment nicht

einmal ein Dach über dem Kopf. Doch wichtig ist für mich, dass meine Familie nach Kosova zurückkommt.

Werden deine Kinder mitkommen? Ja. Vor einem Jahr sagten sie vor den Sommerferien immer: «Papi, wann gehen wir nach Kosova? Wann gehen wir zur Grossmutter? Wann können wir dort spielen?» Sie wollten dort die Hunde sehen, die Hühner, die Kühe, alles. Dort ist es nicht wie hier. Hier leben die Kinder in einer Wohnung, sie müssen zu einer bestimmten Zeit vom Spielen heimkommen, sie dürfen keinen Lärm machen. Dort haben sie mehr Freiheit, sind den ganzen Tag bei Verwandten, essen bei Kollegen. Wann sie nach Hause kommen, ist egal. Als wir 1998 wegen des Krieges nicht nach Kosova in die Ferien konnten, wurden meine Kinder fast krank vor Heimweh.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.
Zürich: Limmat Verlag und www.migrant.ch



Except where otherwise noted, this site is
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)